

„So soll es unter euch nicht sein.“

Zu einem Kunstwerk von
Andreas Kuhnlein

Nehmen Sie in Gedanken die Mitra weg, dann bleibt ein nachdenklicher alter Mann, vielleicht einsam, vielleicht resigniert, vielleicht weise. Vieles kann man in ihn hineinlesen, je nachdem, was man selber mit sich herumträgt. Aber da ist ja nun die Mitra, die würdevolle Kopfbedeckung für Bischöfe. Sie steht am Boden. Da gehört sie nicht hin. Wie sie da hinkam, lässt sich erschließen: Es hat jedenfalls kein Kampf statt gefunden, Bilderstürmer waren nicht am Werk, nichts lässt auf einen religionsfeindlichen Umsturz schließen. Nein, wenn schon ein Kampf voraus gegangen sein sollte, dann war es ein Kampf im Inneren dieses Mannes. Er hat wohl gründlich nachgedacht und dann offenbar in aller Ruhe und mit Sorgfalt die Mitra abgelegt. Er, der Insider, war sich sicherlich der symbolischen Aussage bewusst: Verzicht auf die Mitra ist Verzicht auf die Amtsbefugnisse eines Bischofs. Ein aufregender Vorgang. Aufregend deshalb, weil hier nicht ein bestimmter, vielleicht berüchtigter Bischof dargestellt wird. Alles Individuelle fehlt. Infolge dessen greifen alle biografischen Deutungen ins Leere. Also vergessen wir alle Reporterfragen, was er erlebt haben könnte, ob er amtsmüde sei, ob das Burnout-Syndrom nun auch schon bei Bischöfen nachgewiesen werden könne. Alle solche Fragen enden in Zufälligkeiten und Belanglosigkeiten. Belanglos ist das Kunstwerk aber nun wirklich nicht. Es denkt nur nicht in einer Einzelbiografie, sondern in größeren Perioden. Da sitzt er nun mit seiner 2000-jährigen Erfahrung. Er ist verunsichert. Schließlich ist er doch Bischof, also ein Jünger des Jesus von Nazareth. Daran kann doch kein Zweifel bestehen. Und doch hat er Zweifel. Macht er sich etwas vor? Er hat den Anschluss an die Jüngerschar Jesu verloren. Er ahnt, woran das liegen könnte. Es liegt an dem Gefälle von Oben und Unten, von Macht und

Ohnmacht. Sein Beruf hat ihn gelehrt, dass man Macht braucht, weil ohne Einfluss nichts läuft. Wer das Gute durchsetzen will, braucht dazu Macht. Deshalb denkt sich die Kirche normaler Weise nichts dabei, wenn sie nach oben strebt, nach Licht, nach Einfluss. Zu spät hat sie gemerkt, was Berthold Brecht zutreffend beobachtet hatte: *Man sieht nur die im Lichte, die im Finstern sieht man nicht.* Da oben im grellen Licht der Macht kann man viel Gutes bewirken. Damit hat sich unser Bischof oft getröstet. Nur dieser Trost hilft ihm nicht mehr, seit er spürt, dass die Macht funktioniert auch ohne Christus. Christus stört geradezu, wenn es um politische Notwendigkeiten geht. Die Kirche braucht ihn aber. Sie kann ihre Existenz zwar ohne ihn sichern, aber wie lange geht das gut? Der Bischof zieht die richtige Konsequenz Er macht sich auf die Suche nach Jesus. Er entdeckt einige Szenen in der Bibel, die ihm nicht mehr gegenwärtig waren. >Da ist einmal die Geschichte mit den wetteifernden Jüngern Jakobus und Johannes. Sie wollen ganz oben sein, in der Sprache von damals ausgedrückt. Sie wollen *sitzen einer zu deiner Rechten und einer zu seiner Linken in deiner Herrlichkeit.* Markus 10,35 – 45. Jesus tadelt sie nicht, zeigt eher Verständnis für ihre Sehnsucht nach Macht. Die anderen Jünger haben den Wortwechsel mitbekommen und regen sich auf über die beiden Ehrgeizlinge. Deshalb geht Jesus ins Grundsätzliche und sagt: *Ihr wisst, dass die weltlichen Fürsten ihre Völker niederhalten und ihre Mächtigen tun ihnen Gewalt. Aber so soll es nicht sein unter euch; sondern, wer groß sein will unter euch, der sei euer Diener und wer unter euch will der Erste sein, der sei aller Knecht. Denn auch des Menschen Sohn ist nicht gekommen, dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene und gebe sein Leben für viele.*

>Da erzählt der Evangelist Matthäus im 4. Kapitel davon, dass Jesus selbst einmal mit dem Gedanken der Macht gespielt habe. Die erstaunliche Geschichte erzählt von der Versuchung Jesu durch den Satan, der ihm alle Reiche der Welt verspricht, der ihm verheißt, aus Steinen Brot machen zu können, den Hunger in der Welt zu beseitigen und damit zur mächtigsten und erfolgreichsten Gestalt der Geschichte aufzusteigen. Jesus misstraut der Macht, durchschaut ihre Eigengesetzlichkeit. Er lehnt ab und setzt damit Maßstäbe.

>Diese machtkritische Linie begegnet uns auch im Lobgesang der Maria, dem Magnifikat. Lukas 1,40 ff. ... *Er stößt die Gewaltigen vom Thron und erhebt die Niedrigen. Die Hungrigen füllet er mit Gütern und lässt die Reichen leer. Er denkt der Barmherzigkeit und hilft seinem Diener Israel auf.*

>Einer der ältesten Gesänge auf Jesus steht im Brief an die Philipper, Kapitel 2: *Ein jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war, welcher, ob er gleich in göttlicher Gestalt war, hielt es nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein, sondern entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an... Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tod, ja zum Tode am Kreuz.*

Über diese Zeugnisse der Schrift denkt der Bischof nach. Er respektiert sie als verbindliches Vermächtnis Christi an die Jünger aller Generationen. Er weiß auch, dass die Jünger in den ersten Jahrhunderten sehr nahe bei ihrem Herrn und Meister waren. Das war nicht ihr Verdienst. Es war ihr Schicksal gewesen, dass sie verfolgt wurden und Macht nur als Opfer erlebten, nicht als Täter. Bis es ganz anders kam. Der krasse Wechsel ereignete sich unter dem heidnischen Kaiser Konstantin. Er hatte eine Vision vor der Schlacht bei der Milvischen Brücke im Jahre 312. Eine Geschichte, die frühere

Generationen gerne zur Erbauung lasen, nicht als Warnung oder Abschreckung! Am hellen Tage erblickte der Kaiser zusammen mit seinem ganzen Heer am Himmel ein Kreuz, aus Licht gebildet, dazu die Worte: *In diesem Zeichen wirst du siegen!* In der darauf folgenden Nacht empfängt er von Christus selbst den Auftrag, das am Himmel geschaute Zeichen nachzubilden und es bei den bevorstehenden Kämpfen als Schutzpanzer zu gebrauchen. Konstantin erteilt den Befehl, ein Feldzeichen anzufertigen, das die Gestalt des Kreuzes und dazu in einem goldenen Kranz das Monogramm Christi trägt. Von christlichen Priestern lässt sich der Kaiser darüber belehren, dass dies das Zeichen des Sieges sei, den der Sohn Gottes einst über den Tod errungen habe. Und so zieht Konstantin in die Schlacht und besiegt seinen Feind und dessen Legionen im Zeichen dessen, der selbst darauf verzichtet hatte, die Engelleionen zu Hilfe zu rufen und auch nur ein einziges Schwert ziehen zu lassen. Spätestens in diesem Augenblick war der *>politische Christus<* geboren. Aber durch welche Verkehrung! Der, der einst aus Liebe sein Leben in den Tod gab, muss künftig dazu herhalten, anderen Menschen und ganzen Völkern den Tod zu bringen. Was dann folgt ist eine Geschichte, in der es Kreuzzüge, Religionskriege und auch einen 30jährigen Konfessionskrieg der Christen untereinander gab.

Dem Bischof ist offenbar klar geworden, dass die Versuchung Jesu nicht vorbei ist. Der Satan ist damals gescheitert, weil Jesus sich treu blieb und damit auch uns treu blieb. Aber der Satan hat dazu gelernt. Er versucht es erst gar nicht mehr bei Jesus selbst. Dagegen gelang es ihm, seiner Kirche Reichtum und Macht schmackhaft zu machen. Da hat er Erfolg gehabt. Es komme nur darauf an, wofür man die Macht einsetzt. Macht an sich sei wertneutral. Besser wir Guten haben

die Macht, als die bösen Anderen. So beschwichtigt man sich und unterdrückt die eigenen Skrupel.

Unser Bischof macht da nicht mehr mit. Er ist aufgewacht. Er hat nicht resigniert. Anlass dazu hätte es gegeben, weil er genau weiß, dass die Kirche an der Machtfrage immer wieder gescheitert ist. Wäre es konsequent, jetzt von seinem Amt zurück zu treten und zu sagen: Sollen sich die anderen die Hände schmutzig machen? Diese Konsequenz hätte vielen imponiert. Aber sie wäre zu egozentrisch. Dann ginge ja alles so weiter wie bisher, nur dass eine Person ausgetauscht würde. Die Kirche als solche wäre abgeschrieben, weil strukturell dem Missbrauch von Macht ausgeliefert. Aber es gibt eine Hoffnung, dass der Bischof einen Versuch wagt, so mit Macht umzugehen, dass er dabei vor Jesus bestehen kann. Das könnte so aussehen: Bevor er zu Wochenbeginn an sein Alltagsgeschäft geht, sucht er regelmäßig einen Raum der Stille auf, keine Presse, keine Öffentlichkeit, nur er allein für sich. Er befreit sich vom Rollenzwang und legt seine Mitra ab. Er vertieft sich in einige Geschichten, die von Jesus erzählt werden, zum Beispiel vom Barmherzigen Samariter, von den Lilien auf dem Feld oder von der Heilung des Gelähmten. Und dann braucht er noch die Seligpreisungen aus der Bergpredigt. So wird er den Glauben an Christus ganz leise neu lernen. Ob ihm Gott verzeihen wird, wenn er dann im Dienst die Mitra doch wieder trägt, weiß ich nicht, ich hoffe es. Aber ganz sicher bin ich mir: der Satan wird sich ärgern, wenn die Faszination der Macht in der Kirche geringer wird.

Johannes Opp, Heilsbronn, 5. Mai 2007